

NEUER URBANISMUS

DIE *NEW SCHOOL* GRÜNER POLITISCHER UTOPIE

≡ Christa Müller/Karin Werner

Spätestens seit dem Erscheinen von Benjamin R. Barbers viel diskutiertem Buch »If Mayors Ruled the World«¹ werden Städte weltweit als die großen Aspiranten zur Lösung globaler Probleme gehandelt. Barbers provokative Zeitdiagnose von »dysfunktionalen Nationen« und »aufsteigenden Städten« ist Teil eines erstarkenden Interesses an der Stadt als Ort des Politischen. Im Unterschied zu der aus Bürgerperspektive oftmals abgehoben erscheinenden Selbstbezüglichkeit der riesigen Hyperadministrationen, in die der Nationalstaat eingeflochten ist, erscheint die Stadt als vergleichsweise wendiges Gebilde mit zahlreichen Rückbindungen an die konkreten Lebensbezüge der Bürger_innen, in dem das, was klassisch das Politische ausmacht, heute mehr denn je gelebt wird. Städte sind allerdings auch als diejenigen politischen Einheiten zu benennen, die einem hohen Problemlösungsdruck ausgesetzt sind: vor allem global induzierte Problemlagen wie der Klimawandel oder die Zunahme von Migrationsbewegungen manifestieren sich hier ganz konkret und fordern Lösungen.

Unter den vielen in den Städten heute zusammenwirkenden Akteurskonstellationen und Strömungen ist es der neue Urbanismus, der im Zentrum unserer Betrachtung steht. Unser Interesse gilt insbesondere der translokal situierten *Do-it-yourself*-Bewegung. Konkret handelt es sich dabei um ein Spektrum von Projekten, das von urbanen Gemeinschaftsgärten (*Community Gardens*) über »FabLabs« bis hin zu »Repair Cafés« oder vielfältigen »Smart-Citizenship«-Projekten mit »Commons«-Bezug reicht. DIY wird heute ergänzt um die Facette des gemeinsamen Tuns, weshalb das derzeit gängige Akronym *DIY/DIT* heißt: *Do it yourself/Do it together*.

Wie diese Abkürzungen schon anzeigen, ist der gemeinsame Nenner all dieser Projekte das Selbermachen bzw. die Eigeninitiative als gemeinschaftliche Aktivität und Erfahrung. Es wird hier die Auffassung vertreten, dass diese Stoßrichtung sinnbildlich für eine neue politische Kultur steht, die mit dem institutionalisierten Demokratieverständnis des 19. und 20. Jahrhunderts bricht und als ein »Umschalten« von Verfahrensweisen der repräsentativen Parteiendemokratie auf (noch »unfertige«) neue Formen der direkten Bürgerdemokratie interpretiert werden kann: Commons bzw. konvivialistische Modi Vivendi bestimmen hier hochgradig die Vorstellung von einer dem einzelnen

1 Benjamin R. Barber, *If Mayors Ruled the World. Dysfunctional Nations, Rising Cities*, New Haven 2015.

Subjekt angemessenen und zugleich allen anderen gegenüber »fairen« politischen Praxis, die in der Regel im überschaubaren Rahmen kleinerer Zusammenhänge stattfindet.

Doch ist diese Entwicklung nicht isoliert zu betrachten, sondern als Teil einer Sozialität, deren Imaginäres weg von hierarchischen Strukturen und den Rollenzuschreibungen der funktional differenzierten modernen Gesellschaft hin zur Vergemeinschaftung durch Aushandlungsprozesse zwischen *Peers* strebt. Die immer öfter vom politischen Establishment bemühte Logik der »Alternativlosigkeit« (ob nun ausgesprochen oder nicht) ist für jüngere, gut ausgebildete Städter zunehmend inakzeptabel. Dies gilt vor allem für diejenigen, die sich selbst als kreativ und initiativ begreifen. Dieses Selbstverständnis kollidiert massiv mit einer Sozialisation als Parteisoldat oder auch als Staatsbürger, dessen ultimative politische Handlung das Kreuz auf einem Wahlzettel darstellt. Die neue Subjektivität und das etablierte politische System driften zunehmend auseinander

Neben dieser Drift der »Entstaatsbürgerlichung« und »Verstadtbürgerlichung« gibt es eine weitere Ursache des neuen Urbanismus: Sie betrifft die Sozialisation des Subjekts als Konsument_in bzw. als User_in. Auch hier setzen die neuen DIY-Initiativen an. Die im Dispositiv des Käufers/Users von Dingen fixierte Einhegung und Entmachtung des Subjekts wird zum Gegenstand von Aneignungspraxen, deren Spektrum von FabLabs über Repair-Initiativen bis hin zum *Reverse-Engineering* reicht. Eine Analogie zur oben skizzierten Drift in Richtung direkter Demokratie besteht darin, dass auch der Ausstieg aus der Rolle des Konsumenten in eigene Praxen der Zugänglichmachung von Wissen und Entscheidungsmacht einmündet – in diesem Fall des in die Produkte eingeschriebenen Wissens. Dabei entsteht ein verändertes Dingverhältnis, in dem ein neu eingependeltes Gleichgewicht von Hersteller_in und Nutzer_in eingefordert bzw. praktisch herbeigeführt wird.

In diesen Zusammenhang gehört auch das Verhältnis zur Ernährung, das hinterfragt bzw. praktisch korrigiert wird. Ernährung wird als komplexer Zusammenhang von Phänomenen und Praxen betrachtet, deren Probleme und Aporien nicht ausgeblendet und verdrängt, sondern mit Konsequenz und Weitblick angegangen werden. Dabei entsteht eine neue Ernährungsethik, die bisherige Ethiken (Ernährung ist *das* ethisch durchdrungene Feld par excellence) verändert und ergänzt.

Der Schauplatz für all dies ist nicht zufällig die Stadt. Und ebenso wenig zufällig enthalten viele Projekte eine Dimension von Verräumlichung, die man als politische Antwort auf die Trends zur Virtualisierung der Stadt und zur »Flexibilisierung« des Sozialen deuten kann.² Untrennbar mit diesen neuen

² Alain Bourdin u. a., *Die ortlose Stadt. Über die Virtualisierung des Urbanen*. Bielefeld 2014.

Formen der Umgestaltung urbaner Geografien, auf die wir weiter unten noch eingehen werden, sind neue leibliche Praxen, mittels derer sich die einzelnen Subjekte den auf besondere Weise fordernden Leibregimes des Neoliberalismus temporär entziehen.

URBAN GARDENING

Urbane Gemeinschaftsgärten des neuen Typs (d.h. in Unterscheidung zu den sog. Schrebergärten) gibt es in Deutschland schätzungsweise 500–600. Allein 430 Projekte sind auf der Karte des bundesweiten Netzwerks Urbane Gärten verzeichnet, das die Münchener Forschungsgesellschaft anstiftung koordiniert und fördert.³

In Deutschland entstand der erste Garten neuen Typs 1995 als »Interkultureller Garten« in Göttingen. Hier wurden erstmals über das Medium des gemeinschaftlichen Gärtnerns gesellschaftliche Themen verhandelt. In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte auf eigenen oder Gemeinschaftsbeeten Kräuter, Obst und Gemüse an, tauschen Zubereitungsformen aus, entwickeln kultursensible Umweltbildungskonzepte. Über das gemeinschaftliche Tätigsein werden Differenzen und Gemeinsamkeiten ausgedrückt, gedeutet und zu schätzen gelernt. Die beteiligten Gärtner_innen aus den verschiedensten Herkunftsländern bringen ihre Kenntnisse ein und erfahren auf vielfältige Weise Resonanz. Nicht zuletzt die Ökonomie des Schenkens und der Gegenseitigkeit, die man kultivieren kann, wenn man Überschüsse produziert, ermöglicht das Entstehen fruchtbarer Beziehungen zwischen Akteur_innen mit und ohne Migrationshintergrund.

Die urbanen Gemeinschaftsgärten geben den Beteiligten auch die Möglichkeit, in einem mit Aufmerksamkeit versehenen (halb-)öffentlichen Raum in Erscheinung zu treten und zu wirken, der ihnen in anderen Kontexten oft versperrt ist, da sie die Eingangshürden nicht zu überwinden vermögen. Der von Michael J. Sandel geprägte Begriff der »VIP-Logen-Gesellschaft« verweist auf die immer seltener werdende Begegnung von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft im öffentlichen Raum.⁴ Sandel sieht hierin ein fundamentales Problem für die Demokratie, denn diese »Tendenz zur Abspaltung verhindert die Erfahrung von Bürgerschaft als Teilhabe an der Welt«⁵. In diesem Sinne können die urbanen Gärten als Beispiele gelebter Demokratie verstanden werden, in denen Gemeineigentum entsprechend bestimmter gemeinsamer Ziele und Regeln bewirtschaftet und verwaltet wird.⁶

Seit Mitte der Nuller-Dekade differenziert sich das gemeinschaftliche Gärtnern weiter aus. In großen Städten tauchen *Guerilla-Gardening*-Aktionen sowie von Anwohner_innen betriebene Nachbarschafts- und Kiezgärten in

3 Urbane Gemeinschaftsgärten, URL: www.anstiftung.de/urbane-gaerten [eingesehen am 20.04.2015].

4 Michael J. Sandel, Was man für Geld nicht kaufen kann. Die moralischen Grenzen des Marktes, Berlin 2012.

5 Ders., »Wir haben Angst vor der Idee des guten Lebens«, Interview mit dem Philosophie Magazin Bd. 3/2015, S. 73.

6 Vgl. Silke Helfrich u. Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat, Bielefeld 2012.

hochverdichteten Stadtvierteln auf, 2004 etwa der politisch motivierte Gemeinschaftsgarten Rosa Rose in Berlin-Friedrichshain. Den Initiator_innen ging es dabei vor allem um die Besetzung und die Aneignung von brachliegenden Flächen, die auch den wenig privilegierten Menschen des grünarmen Kiezes als Freifläche zur Verfügung gestellt werden sollten. Nachdem das Grundstück an einen Investor verkauft und bebaut worden war, musste der Garten weichen, was in Form einer kreativen Performance geschah.⁷

2009 schließlich trat der Prinzessinnengarten mit dem Prinzip des nomadischen Gärtnerns in mobilen Behältnissen auf Zwischennutzungsflächen an. Mit dieser scheinbar paradoxen Intervention erzielte der auf einer 6000 qm großen Brachfläche am Kreuzberger Moritzplatz angelegte Garten eine große mediale Aufmerksamkeit. Maßgeblich verantwortlich für die Faszination, die der Ort bei vielen Besucher_innen auslöst, ist die Ästhetik des Unfertigen, die ihn wie auch andere DIY-Projekte kennzeichnet und die nicht zuletzt durch das *Upcycling* gebrauchter, häufig irgendwo gefundener Gegenstände entsteht. Was für andere Zivilisationsmüll ist, wird im DIY bewusst zu Gebrauchsgegenständen umgebaut. Bei diesem veränderten Blick auf die Dinge gilt die Devise: Von allem ist genug vorhanden, man muss nur die Augen öffnen für die Dinge, die im urbanen Getriebe stets aufs Neue freigesetzt und verfügbar werden.

Ebenso wie aufs Finden versteht man sich aufs Ausstellen und Anordnen von Dingen und Menschen im Raum. Die so entstehenden Fügungen, Ordnungen und Atmosphären sind zum Begehen, Begreifen und Beatmen, zum Umstoßen und Neumachen gedacht. Auf den kleinen Spielfeldern der Projekte und ohne heroische Gesten führt man die Rede von der Unveränderbarkeit der gegenwärtigen Situation unentwegt ad absurdum. Nicht zufällig, sondern wegen dieser im Ästhetischen sich artikulierenden politischen Agenda entstehen zunehmend auch Gärten an Museen und Theatern.

Folge und Intention dieser Aktivitäten ist, dass mit ihnen hochreglementierte Räume mit entsprechenden habituellen Forderungen ans Subjekt durch tendenziell offene und verspielte DIY-Räume ergänzt, relativiert bzw. konterkariert werden. Das gilt in jeweils spezifischer Weise für Gemeinschaftsgärten an Flüchtlingsunterkünften, Firmengärten und offene Studierenden-gärten an Hochschulen. Man sieht in Reissäcken und Tetrapacks gezogene Jungpflanzen, bepflanzte Einkaufswagen, Hochseecontainer, die zu Gartenrestaurants umgebaut werden und Europalettenbeete, in denen Bohnen, Salate und Maispflanzen wachsen.

Geleitet werden die neuen Verräumlichungspraxen auch von der Einsicht in knapper werdende Ressourcen, auf die man mit Umdeutung und Wiederverwertung reagiert. Es geht jedoch nicht lediglich um Einsparung. Die

7 Vgl. Karin Werner, Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstandes gegen die neoliberale Ordnung, in: Christa Müller (Hg.), Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München 2011, S. 54–75. In ihrer Presseerklärung schreiben die Aktivistinnen: »Mit der Gründung des Gemeinschaftsgartens Rosa Rose hatte sich die zugemüllte Brache in der Kinzigstraße 11–15 in einen florierenden Nachbarschaftsgarten verwandelt. Sie war ein kostenfreier Ort der nachbarschaftlichen Begegnung und des kreativ-gärtnerischen Ausprobierens. Als die Gegend aufgewertet wurde, erwarben Investoren/Eigentum an der Fläche und setzten 2008 bzw. 2009 mit Hilfe staatlicher Repression ihr Interesse gegenüber den Anwohnenden/Benutzer_innen durch – eine Gentrifizierungsgeschichte, wie sie für Berlin und gerade für Friedrichshain mittlerweile schon typisch geworden ist.«, URL: www.urban-gardening.eu/wp-content/uploads/2013/08/PM_1.pdf [eingesehen am 20.04.2015].

Suchbewegungen gelten vielmehr einem sensiblen, wertschätzend-liebevollen, vor allem aber neugierigen Umgang mit den Dingen, der den Versuch ausdrückt, die Subjekt-Objekt-Beziehung in der postfordistischen Ära neu zu bestimmen. Selbstverständlicher Teil dieser Perspektive ist eine ökologische Sensibilität, die sowohl im Verhältnis zu den Dingen als auch im Verhältnis zu Pflanzen und Tieren ihren Ausdruck findet.

In diesen neuen Vernetzungen entstehen dann auch neue ethische Vorstellungen. Der Humanismus der Moderne wird mit seinen Paradoxien und Aporien konfrontiert. Der Geltungsbereich von Würde und Schutz des Lebens auch von Tieren wird ausgedehnt, sodass wenig verwunderlich etwa der Veganismus in ihnen fest verankert ist.

Jeder Gemeinschaftsgarten ist ein eigenes Gebilde und auch in jeweils eigene räumliche und sozial-kulturelle Umgebungen eingebettet. Was allen Projekten gemeinsam ist: Man will so wenig wie möglich reglementieren und den Gestaltungsfreiraum für alle größtmöglich halten. In manchen Gärten haben die Beteiligten eigene Beete und das Gemeinschaftliche findet im Dazwischen statt. Andere Projekte bearbeiten ausschließlich kollektive Flächen. In einigen Gärten verleiht das gemeinsame Tätigsein bzw. der gemeinschaftlich bewirtschaftete Lernort dem Projekt seinen spezifischen Charakter.

Viele urbane Gärten verstehen sich als offene Lern- und Bildungsräume, sie organisieren Akademien und praktische Kurse, z.B. über Heilpflanzenwissen, Lehm- oder Brunnenbau, Solarpumpen, Komposttoiletten und kleinen Biogasanlagen. An vielen Orten sieht man zudem kleine Bibliotheken mit dem notwendigen Wissenskompendium, das von A wie Anbau über P wie politische Aktion bis Z wie Zusammenarbeit reicht.

Den neuen Gartenformen gemeinsam ist, dass sich im gemeinschaftlich gestalteten Gemüsegarten als einem visionären Raum mit dem Selbstverständnis eines Zivilisations-Labors fast unweigerlich Bezüge zu Themen wie der Privatisierung des öffentlichen Raums, globalisierter Lebensmittelproduktion, der Zukunft der bäuerlichen Landwirtschaft und der Regionalisierung der Nahrungsmittelproduktion herstellen. Man verortet sich getreu dem Slogan »Think global, act local!«.

Durch die Vernetzung vieler Projekte entsteht eine neue urbane Gartenbewegung, die zugleich eine politische Umweltbewegung neuen Stils ist. Als konkrete Utopien sind die Gärten – entsprechend ihren eigenen, in der Praxis entwickelten Vorstellungen und Erfahrungen – wichtige Akteure eines *doing city* und *doing ecology* sowie eines *doing democracy*.

Die hier bewusst kultivierte Resonanzfähigkeit bzw. das damit einhergehende Antwortpotenzial der einzelnen Projekte auf dringende Probleme,

wie sie sich in den Städten verschärft zeigen, qualifizieren sie als politisch in vielfältiger Hinsicht relevante Orte mit einer hohen Kapazität auch hinsichtlich der Kooperation mit anders gebauten/gelagerten Institutionen wie öffentlichen Verwaltungen etc.⁸ Augenfällig an der neuen urbanen Bewegung ist, dass sich ihr *doing city* häufig darin manifestiert, brachliegende Flächen und Häuser zu beanspruchen und diese in angenehme Orte zu verwandeln. Man zerstört nichts, man baut auf, man gleicht aus, man hilft.⁹

Aus all den genannten Gründen ist der historische Vorläufer des urbanen Gemeinschaftsgartens nicht der Kleingarten aus der Epoche der Industriemoderne, der eindeutig in der Kontinuität einer industriegesellschaftlichen Kolonisierung der Natur steht (auf Kante geschnittene Hecken, großzügiger Einsatz von Pestiziden etc.).¹⁰ Auch möchte der Gemeinschaftsgarten des neuen Typs kein Refugium bieten, vielmehr bedarf er geradezu des verdichteten urbanen Umfeldes, bedarf vor allem des öffentlichen Raums, zu dem er sich in Beziehung setzt, den er neu definieren möchte und in den er durch seine Existenz verändernd eingreift. Bei den neuen Formen des Gärtnerns handelt es sich demnach nicht um modernisierte Formen des mit hohen Zäunen umwallten Schrebergartens, sondern um postfordistische Formen der urbanen Intervention und der Aneignung des öffentlichen Raums.

Der Gemeinschaftsgarten in seiner spezifischen Form als Hybrid zwischen bäuerlicher Subsistenz und urbaner *Hipness* ist das Vehikel einer neuen politischen Praxis. Man könnte auch sagen, hier wird mit der normativen Kraft des Faktischen gearbeitet, es werden öffentlich begehbbare Tatsachen geschaffen, die vielleicht noch nicht von der Rechtsordnung anerkannt werden, die jedoch von der politischen Ordnung durchaus wahrgenommen werden und dort die Routinen zunächst einmal stören.

FABLABS

Ein weiterer neuer Raumtypus des DIY/DIT, der in Städten zunehmend auftaucht, sind FabLabs. Ein FabLab ist laut Wikipedia eine »offene, demokratische High-Tech-Werkstatt mit dem Ziel, Privatpersonen industrielle Produktionsverfahren für Einzelstücke zur Verfügung zu stellen«.¹¹ Neben den hier und da kommerziell betriebenen Labs werden die meisten von Vereinen oder anderen nichtkommerziellen Kollektiven getragen. Derzeit werden 40 FabLabs im deutschsprachigen Raum gelistet.

Im Kern des Geschehens steht das Selbermachen von und Experimentieren mit Dingen. Man tüfelt herum und macht das in die Dinge eingeschriebene Wissen wieder zugänglich. Der Maschinenpark in FabLabs ist reichhaltig und umfasst neben verschiedenen Werkzeugen auch hochmoderne

⁸ Vgl. Müller; Andrea Baier u. a., Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself, Bielefeld 2013.

⁹ Vgl. Werner.

¹⁰ Vgl. Cordula Kropp, Gärtner(n) ohne Grenzen. Eine neue Politik des »Sowohl-als-auch« urbaner Gärten?, in: Müller, S. 76–87.

¹¹ Eintrag FabLab, URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/FabLab> [eingesehen am 20.04.2015].

Gerätschaften, namentlich 3D-Drucker, CNC-Fräsen und Lasercutter. Ebenso wie bei den Gemeinschaftsgärten ist jedes FabLab nach Atmosphäre, Form und Selbstverständnis einzigartig, je nach sozialer und kultureller Einbettung in Milieus oder Szenen: So ist die Open Design City in Berlin-Kreuzberg Teil eines neuen, global auftauchenden kulturellen Hybrids einer digitalen, von den Hippies sich abgrenzenden Öko-Avantgarde, die kreative kollektive Beiträge zu dringenden Fragen des Lebens in der Stadt entwickelt. Viele Projekte kreisen in eher grundsätzlicher Weise um die sinnvolle und smarte Wiederverwertung von eigentlich »verbrauchten« Dingen und Materialien. Auch logistische Probleme v. a. der innerstädtischen Mobilität werden in FabLabs zum Gegenstand von Dingentwicklungen, wie der im FabLab Dresden entwickelte Lastenanhängler »Velo Zack«.¹² Die Ambition jedoch geht weit über konkrete Bauprojekte hinaus. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass in der Open Design City Berlin, zu der im Prinzip jede/r Zugang hat, um »ihr oder sein Ding zu machen« ein neuer Habitus entsteht, der als kapitalismuskritischer Zwilling der Heroen der *New Economy* gesehen werden kann. Das Bekenntnis zum und die Praxis des *Do-it-together* als »echte Demokratie« einerseits und ein Ethos der Verantwortung für die Ökologie andererseits sind zwei markante Unterscheidungsmerkmale zwischen diesen beiden neuen Habitusformen, die im Umfeld digitaler Produktionssettings entstehen bzw. entstanden sind.

12 Velo Zack, URL: <http://fablabdd.de/velo-zack-fahrradanhaenger/> [eingesehen am 20.04.2015].

13 Vgl. Andrea Baier, Zur Renaissance des Selbermachens – eine neue Form von Subsistenzorientierung, in: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hg.): Wege vorsorgenden Wirtschaftens, Weimar bei Marburg 2013, S. 305–321.

14 Eine Variation des Claims »Die Stadt ist unser Garten« der Gemeinschaftsgärtner, vgl. Urban Garden Manifest aus dem Jahr 2014, URL: <http://urbangardeningmanifest.de/> [eingesehen am 20.04.2015], im März 2015 unterzeichnet von mehr als 120 Projekten.

15 O.V., Ein Fab Lab für St. Pauli, URL: www.fablab-hamburg.org [eingesehen am 20.04.2015].

In FabLabs wie der Open Design City ist zu erfahren, wie global vernetzte kollektive Akteur_innen diesen und anderen (Fehl-)Entwicklungen heute auch begegnen können, nämlich indem sie sich zu dezentralen kleinen Laboreinheiten zusammenfinden, aus denen heraus konkrete Designs für ein Leben entwickelt werden, wie man es sich für sich selbst und andere wünscht. Es ist das Laborieren und »Tinkern«, das »Bausteln« mit Dingen und deren Zusammenspiel, das hier im Zentrum steht. Man begreift sich als Teil einer digitalen Zivilgesellschaft, deren primärer Fokus das nach eigenen Vorstellungen zu gestaltende Leben in der Stadt ist.¹⁵

Etwas anders gelagert ist das Selbstverständnis des FabLabs »Fabulous St. Pauli« im gleichnamigen Hamburger Stadtviertel. Die Parole »Die Stadt ist unsere Fabrik«¹⁴ verdeutlicht die Ziele der Initiatoren:

»Langfristig wollen wir im Fab Lab auch Lösungen für dringende Probleme der Stadt entwickeln. Neben der Entwicklung von Produkten ist die Änderung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse ein wichtiges Thema (...) Es ist ein wichtiges Anliegen des Fab Labs, die neuen technischen und materialbedingten Möglichkeiten für wichtige gesellschaftliche Fragen nutzbar zu machen.«¹⁵

Viele dieser politischen Ansprüche und die hier praktizierte Methode der Politisierung des Materiellen bzw. der Materialisierung des Politischen (s. obiges Statement) lassen sich anhand des DIY-Handys »Fábrica« veranschaulichen, das 2014/15 im Mittelpunkt der Aktivitäten steht: Es verbindet den Anspruch auf selbstbestimmte Produktion mit dem des für alle offen zugänglichen Wissens (*Open Hardware*). Die Materialien sollen zudem mit geringstmöglicher Ausbeutung der Natur und der menschlichen Arbeitskraft gewonnen werden (faire Elektronik). Darüber hinaus wird es als ein Beitrag zu einer postkapitalistischen Ökonomie verstanden, die mitten in der Stadt angesiedelt ist und die lokalen Zusammenhänge wiederbeleben möchte.

Die hier gemeinsam tätigen Designer_innen und Ingenieur_innen, die oftmals Dilettant_innen sind, gebärden sich als unverstellt auf die Welt schauende Problemlöser_innen und positionieren sich damit bewusst zugleich als bessere Alternative zu den Alleswissern der klassischen Moderne, die unser Alltagsleben zunehmend bestimmen. Es erfolgt also eine Verschiebung vom individuellen Genius der Moderne hin zum Kollektiv, dessen Ressourcen uferlos sind – mit entsprechenden Anschlüssen an *Online-Communitys* wie Wikipedia.

REPARATUR-INITIATIVEN¹⁶

Neben den stationären und verstetigten Räumen des DIY/DIT gibt es seit einiger Zeit auch temporäre Events, in denen Menschen gemeinsam reparieren. Sie wollen nicht hinnehmen, dass Geräte kurz nach Ablauf der Garantiezeit funktionsunfähig werden, belassen es jedoch auch nicht bei der Kritik an der »geplanten Obsoleszenz«. Stattdessen versuchen sie gemeinsam, die Produkte wieder funktionsfähig zu machen. Der Begründungszusammenhang ist dabei ein mehrschichtiger. Zum einen wertet man die lakonische Empfehlung des Handels, etwas neu zu kaufen, weil eine Reparatur nicht lohne, als unökologische Materialverschwendung. Zum anderen sieht man sich eines elementaren Zugangsrechts beraubt: »Die wenigsten Produkte lassen sich noch aufschrauben und reparieren. Fordern wir unser Recht auf Reparatur zurück«, heißt es beispielsweise im Repair-Manifest, und: »Was du nicht reparieren kannst, gehört dir nicht.«¹⁷

Repair-Events sind praktische Maßnahmen gegen diese subtile Form der Enteignung. Hacken, öffnen, reparieren sind Kulturtechniken, die Zugang schaffen, die eine unmittelbare Verbindung zwischen Mensch und Gütern wiederherstellen, und die es zugleich ermöglichen, Selbstwirksamkeit in einem kollektiven Zusammenhang zu erfahren.

Die nach dem Open-Source-Prinzip »Building the tools we need for the world we want«¹⁸ agierende Online-Plattform www.reparatur-initiativen.de

¹⁶ <http://reparatur-initiativen.de/> [eingesehen am 20.04.2015].

¹⁷ Repair Manifesto, URL: <https://de.ifixit.com/Manifesto> [eingesehen am 20.04.2015].

¹⁸ POC21, Open Sourcing Sustainability, URL: www.poc21.cc/ [eingesehen am 20.04.2015].

liefert eine wichtige Voraussetzung für die Verbreitung und Verstetigung der Idee. Besucher_innen der Seite können durch die Eingabe von Suchkriterien herausfinden, wann das nächste Repair Café in ihrer Umgebung stattfindet und welche Handwerksbereiche vertreten sein werden. Sie können auch eine Erinnerungsfunktion abonnieren. Organisator_innen von Reparatur-Ereignissen können sich ebenso auf der Plattform eintragen wie Reparateure, die spezifisches Fachwissen (z. B. Elektronik) einbringen wollen. So lässt sich im virtuellen Raum ein Team für eine konkrete Stadt zusammenstellen.

SMART CITIZENSHIP MEETS COMMONS

Alle von uns behandelten Projektgattungen enthalten eine Ebene von *smartness*, womit ihre Zugehörigkeit zur Steuerungskultur bzw. Rationalität der digitalen Gesellschaft gemeint ist. Diese erschöpft sich jedoch nicht in der Einbindung und Nutzung digitaler Medien, die in vielen Projekten stark ausgeprägt ist. Vielmehr zeigt sich in ihnen, auf welcher weitgreifende Weise die Fantasie der Beteiligten und ihre Vorstellung des Machbaren Teil der digitalen Kultur sind. Was die Machbarkeitsvorstellung betrifft, kann man sogar von einer algorithmischen Kultur sprechen, in der das Vorgestellte mit dem Programmierten in eins zu fallen scheint. Für das Soziale bedeutet dies, dass es hochgradig als form- und machbar und also fluide erscheint, als durch keine zentrale Instanz gesteuerter, auf multiplen Plattformen stattfindender, gleichsam lebendiger Prozess von Impulsen und Resonanzen. Jede/r, so die Vorstellung, kann eine Plattform einrichten, auf der Projekte formuliert und Angebote zum Mitmachen bereitgestellt werden.

Das Metamodell dieser digitalen Sozialität sind also (wie obiges Beispiel der Plattform der Reparatur-Initiativen veranschaulicht) der Markt und Selektionsvorgänge, in denen *Matches* von Angebot und Nutzung sich durch das Optieren der Beteiligten herstellen. Diese Praxen werden in den DIY/DIT-Projekten, um die es hier geht, zusammen mit nahräumlich begrenzten *Face-to-Face*-Gelegenheiten zur Interaktion mit anderen. Man kann grob sagen, dass die digitale Ebene Fäden der Kommunikation und der Selbstorganisation bereitstellt, mittels derer auf smarte Weise Komplexität reduziert und geregelt wird, wer mit wem was wann und wo gemeinsam tut.

Das gemeinsame Tun ist dann jedoch mitunter nur sehr locker vorstrukturiert und bietet den Beteiligten viel Raum für die Aushandlung und Gestaltung. Man gibt sich also im krassen Unterschied zu vielen kommerziellen Angeboten nicht mit der Rolle von »Nutzern« zufrieden, die in klar definierten Umgebungen »aktiviert« und geführt werden. Ganz im Gegenteil: Man begibt sich in relativ offene Räume und Kontexte, in denen man einander

als Gleiche (Peers) begegnet und alle relevanten Fragen miteinander aushandelt, ja, weit darüber hinaus lässt man sich auf einen performativen Prozess ein, der oftmals ergebnisoffen, d. h. hochgradig improvisiert ist. Dass dieses *Commoning* nicht nur angenehm, sondern auch anstrengend ist und große Übung im Miteinander beansprucht, muss hier klar gesagt werden. Daraus resultiert, dass solche Vergemeinschaftungen wie sie sich in Urbanen Gärten oder FabLabs ständig aufs Neue ereignen, oft nicht von langer Dauer sind.

Wir beobachten im DIY-Urbanismus insofern eine Koevolution von zwei Modi der Sozialität: einerseits die smarte Konzept- und Plattform-Ebene, die dafür sorgt, dass die »passenden« Interessen zueinander finden (analog zur Partnersuche via Internet), und andererseits die Entstehung von neuen Orten und Öffentlichkeiten in der Stadt und mit direktem und klar gesetztem Bezug zu derselben. Diese neuen Verortungen sind in ihrer Wirkmächtigkeit nicht zu unterschätzen und widerlegen ganz konkret die Befürchtung des Verschwindens der Stadt in der Virtualität. Desgleichen widerlegen sie Diagnosen, dass Nutzer digitaler Medien sich in *Couch Potatoes* verwandeln würden. Es gibt stattdessen einen neuen »Einbruch« von Orten in die Stadt und ein neues Interesse an der Stadt als Polis, in der sich Bürger_innen nicht nur zu Wort melden, sondern ganz praktisch an elementaren Punkten Initiative ergreifen.

Dies sei noch an zwei Beispielen illustriert, die als exemplarisch für den neuen Urbanismus im Zeichen des DIY/DIT gelten dürfen: Das erste Exempel ist das Projekt »Flüchtlinge willkommen«, welches eine Alternative zur Unterbringung von geflüchteten Menschen in Massenunterkünften entwickeln will. Um Flüchtlingen »ein warmes Willkommen zu bereiten«, zielen Vermittlungsangebote auf die Unterbringung in WGs oder in anderen Privatwohnungen – Interessierte können sich auf einer professionell gestalteten Website eintragen und ihr Interesse bekunden¹⁹, das im besten Falle in die Beherbergung von Flüchtlingen einmündet. Getragen wird das Projekt von Sozialarbeitern und Mitarbeitern von »Flüchtlinge willkommen«, von kommunalen Stellen und lokalen zivilgesellschaftlichen Akteur_innen, die Flüchtlinge in ihrer neuen Wohn- bzw. Lebenssituation begleiten. Die kosmopolitane und vielfältig vernetzte WG ist also kein oppositioneller Gegenraum, sondern ein von einer neuartigen Akteurskonstellation getragener (privat-öffentlicher) Hybridraum, in dem verschiedene Formen der Kooperation entstehen können, und im Übrigen auch müssen, die den Flüchtlingen die Möglichkeit geben, nach und nach Fuß zu fassen und ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen.

Was bedeutet das für die Stadt? Dieser neue, das Private und das Öffentliche im Zeichen eines gemeinschaftlichen Miteinanders verbindende Raum

¹⁹ URL: <http://www.fluechtlinge-willkommen.de/> [eingesehen am 20.04.2015].

des Ermöglichens von Begegnung und fruchtbarem Austausch leistet einen wertvollen Beitrag zu einer sozialen Stadtökologie, die zum Teil auf der Einbindung von Verwaltungsmacht und -kompetenz, vor allem aber auf dem persönlichen Engagement kleiner, miteinander vernetzter Gemeinschaftszusammenhänge beruht. Diese Form des persönlichen Engagements kann als Votum dafür verstanden werden, die Aufnahme von Flüchtlingen selbst in die Hand zu nehmen – allerdings ohne den Staat bzw. die Kommune aus ihrer Verantwortung zu entlassen. Dadurch entsteht ein neu eingependeltes Verhältnis zwischen der zivilgesellschaftlich eingebetteten Eigenmacht und den offiziell zuständigen Stellen. Vor allem aber basiert dieses Experiment auf dem Vertrauen in die Fähigkeiten der Flüchtlinge, die hier spezifische Möglichkeiten erhalten, mit denen wiederum gewiss nicht jede/r gleich gut umzugehen in der Lage ist.

Wie grundsätzlich die Veränderungen sind, die sich im DIY/DIT-Umfeld in unseren Städten entfalten, belegt auch das »Kartoffelkombinat« in München. Das Projekt ist eine Genossenschaft, deren Mitglieder sich über den Erwerb von Ernteanteilen in rund 600 Gemüseboxen wöchentlich selbst mit lokal angebautem Biogemüse der Saison versorgen. Im Unterschied zum System der bekannten Gemüseboxen vom Biobauern geht es beim Kartoffelkombinat darum, als Gemeinschaft das eigene Gemüse zu produzieren, damit den Mitgliedern den Wechsel von der Konsumenten- in die Produzentkontrolle zu ermöglichen und ihnen obendrein einen anderen Blick auf den Gemüse- und Nahrungsmittelanbau zu eröffnen bzw. zuzumuten. Während der Blick der Konsumenten die konkreten politischen, ökologischen, sozialen Bedingungen zumindest partiell ausblendet und vieles dem Vertrauen in Bio-Zertifikate überlässt, besteht im *Kollektivexperiment* Kartoffelkombinat volle Transparenz über jedes noch so kleine Detail der Erzeugung und der Verteilung der Genossenschaftsgüter, die in stadtnahen Kooperationsbetrieben nach Absprache produziert werden.

Das Projekt betrachtet sich selbst als zugleich ethisch anspruchsvolle wie auch smarte Antwort auf die Frage, wie die ideale Lebensmittelproduktion in der Stadt aussehen könnte: »Aufbau einer unabhängigen, lokalen Grundversorgung als Gegenmodell zur seelenlosen Industrieproduktion mit ihren Folgen (Raubbau, Ausbeutung, Verschwendung und Vermüllung), schrittweise Wiedererlangung gesellschaftlicher und persönlicher ökonomischer Souveränität, Stärkung regionaler Kleinbetriebe, Weitergabe von Wissen und Kulturtechniken, die sonst unwiederbringlich verloren gehen, aktiver Umweltschutz, weniger Lebensmittelverschwendung, Einbindung in eine Gemeinschaft von ›Gleichgesinnten‹.«²⁰

20 <http://www.kartoffelkombinat.de/blog/vorteile/> [eingesehen am 20.04.2015].

Wie dieser Diskursmix verdeutlicht, ist der Gemüseanbau hier Gegenstand einer neuen politischen Praxis in der Stadt, die in ihrer Topografie, ihrer Kollektivität, ihren Erzählungen und ihrem Geschmack neu erfunden wird. Der Anbau des Gemüses muss in diesem neuen Szenario nahe der Stadt stattfinden und nicht irgendwo weit weg. Die Stadt und ihr Umland werden so produzierend neu erschlossen; auch für das Problem der geschickten Verteilung der Ernteanteile hält das Kartoffelkombinat Lösungen bereit, in denen Ökologie und innerstädtische Logistik auf neue Weise in Übereinstimmung gebracht werden. Ganz wichtig ist zudem die kommunikative Ebene, die für das *Community-making* von allergrößter Bedeutung ist. Das Projekt hat ein modernes, poppiges Logo, das keinen Zweifel daran lässt, dass mitzumachen für »urbane Hipster« cool ist und man es hier nicht mit altfränkischen »Ökos« aus dem 20. Jahrhundert zu tun hat, sondern mit der *New School* grüner politischer Utopie, die sich anschickt, die Stadt zu ihrem Spielfeld zu machen und sich dabei mit vielen anderen ähnlich orientierten Projekten vernetzt.

FAZIT: STADT DER URBANISTEN, COMMONISTEN, KONVIVALISTEN

In den neuen Experimentierräumen, die oft mitten in den Großstädten entstehen, beobachten wir die Suche nach geeigneten Formen des Umgangs mit Problemlagen jenseits von Markt und Staat.

Die häufig noch jungen Akteur_innen unterscheidet von früheren politischen Bewegungen, dass sie sich nicht mit schwerem semantischen und ideologischen Gepäck belasten, sondern auf leichte, fluide, auch pragmatische Weise zugleich smarte wie auch gemeinschaftliche Formen finden, die Dinge neu zu betrachten, zu nutzen und zueinander ins Verhältnis zu setzen.

Es ist schwer, eine Prognose für die zukünftige Entwicklung dieser neuen Strömung abzugeben, die im Übrigen nicht nur in den Städten vermehrt in Erscheinung tritt und wirkungsvoll agiert. Es ist bequem, diesen neuen Stil der politischen Einmischung wegen seiner Verspieltheit und Leichtigkeit zu belächeln und das in ihm enthaltene emanzipatorische Potenzial zu unterschätzen bzw. gar nicht erst zu erkennen. Vor allem bei Vertretern der *Old School* herrscht die Auffassung, dass es sich bloß um eine modische Randerscheinung handle, die das nächste Jahrzehnt nicht erleben werde. Anders sehen dies oft die professionellen Akteur_innen auf kommunaler Ebene, die, vom Sach- und Kontextwissen und der *Smartness* der Projektbetreiber_innen beeindruckt, in vielen Fällen produktive Kooperationen mit diesen durchführen, ja, mehr noch, sich von ihnen inspirieren lassen.

Die Bruchlinien zwischen den überkommenen politischen Stilen des 20. Jahrhunderts und den neu aufscheinenden des 21. Jahrhunderts sind vielfältig und im Lebensgefühl der Subjekte verschiedener Generationen fundiert. Auffassungen von Macht und Gerechtigkeit (bei den jüngeren gerne als »Fairness« bezeichnet) wandeln sich naturgemäß in dem Maße, wie sich Familienzusammenhänge oder andere Formen, Kulturen und (nicht zu unterschätzen) Medien des Zusammenlebens bzw. der Interaktion verändern. Verschiebungen weg von patriarchalen Konstrukten, wie sie typisch für das 19. und 20. Jahrhundert waren, finden hier ihren Niederschlag und drängen zum Erproben neuer Formen des Politischen.²¹

Andererseits ist klar, dass Dilettantenprojekte nicht mit dem Anspruch daherkommen können, die spätmoderne Expertenkultur, die aufs engste mit der kapitalistischen Ökonomie verflochten war (und ist), von heute auf morgen ersetzen zu wollen. Vielmehr begreifen sich ihre Exponent_innen als kritischer Stachel, als Hacker_innen und *Reverse Engineers*, die das Spielfeld der Experten betreten und diese, wo notwendig, korrigieren. Und das nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere.

Unabhängig davon, welche Zukunftschancen man dem neuen DIY-Urbanismus bescheinigt, so ist für den Moment festzustellen, dass von ihm innovative Impulse ausgehen und er einen wertvollen Beitrag zu den »aufsteigenden Städten« des 21. Jahrhunderts leistet.

21 Und wer meint, dass das Problem gelöst sei, wenn Politiker via Facebook kommunizierten, wird dem Ausmaß der sich abzeichnenden Veränderungen sicher nicht gerecht.



Dr. Christa Müller ist geschäftsführende Gesellschafterin der anstiftung und forscht zu urbaner Subsistenz. Sie veröffentlichte 2011 »Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt« und 2013 gemeinsam mit Andrea Baier und Karin Werner »Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it Yourself«



Dr. Karin Werner ist Verlegerin des transcript Verlages und wissenschaftliche Beraterin der anstiftung. Ihr Interesse gilt neuen urbanen Phänomenen und Formationen. Sie hat 2013 gemeinsam mit Andrea Baier und Christa Müller das Buch »Stadt der Commonisten« herausgegeben.